

26]

## Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

Etwas, das er am Boden, am Fuße eines Baumes liegen sah, erregte seine Aufmerksamkeit, und er blieb stehen, um es aufzuheben. Es war ein kleines totes Eichläschen, das entweder erstoren oder verhungert war. Er befühlte den toten Körper und betrachtete die geschlossenen Augenlider. Der Kopf fiel Jos auf die Hand, und die kalten Haare machten ihn schauern.

Und er mußte eines anderen „Eichläschens“ gedenken.

Seitdem er unterwegs war, hatte er noch nicht an Polly gedacht, abgesehen davon, daß er ein paar Mal vor sich hin sprach: „Die kleine Schlange.“ Während seiner Wanderung hatte er nur an seine Heimat gedacht, die Vergangenheit hatte seinen Geist vollständig in Anspruch genommen. Sein einziger Wunsch war gewesen, nur von London fort, wieder in seine Heimat zu kommen.

Jetzt aber kam ihm das „Eichläschen“ in den Sinn, und er mußte sich gestehen, daß er doch recht selbstfüchtig gehandelt hatte. Sie konnte doch unmöglich wissen, was vorgefallen war, oder auch nur vermuten, weswegen er sich auf die „Wanderschaft“ begeben hatte. Und das kleine Ding war doch immer so gut zu ihm gewesen.

Er legte das tote Eichläschen behutsam unter den Baum und schritt weiter. Aber plötzlich blieb er wieder stehen. Er ging zurück, um für das Eichläschen ein Grab zu graben. Hätte ihn jemand gesehen, so würde er es wohl den Fliegen und Insekten zur Beute haben liegen lassen; er war aber allein im Walde, und als er das Tierchen mit Erde bedeckte, gedachte er auch des anderen Eichläschens.

In der Nacht schlief er in einem Heuschaber.

Am nächsten Tage wanderte er in derselben Weise weiter. Aber der Weg war ihm jetzt vertraut geworden; an jeden Baum und an jeden Stein erinnerte er sich. Hier und da bemerkte er leichte Veränderungen, Heden waren neu angelegt und Schuppen neu gedeckt worden. Mehr als einmal auch versteckte er sich hinter den Bäumen, denn er sah Männer auf dem Felde arbeiten und Frauen Holz auflesen. Er wollte die Dorfbewohner nicht wissen lassen, daß er so zurückgekommen sei; er, Joseph Coney, der vor Jahresfrist nach der großen Stadt gegangen. Was er aber eigentlich in Elmsworth thun wollte, ist schwer zu sagen. Er kam hierher, weil er außer Arbeit war und kein Geld hatte. Vielleicht fühlte er sich auch krank.

„Mag sein,“ sagte er zu sich, „daß ich dort sterbe.“

Abends spät stand er vor dem Dorf-Wirtshause „Zu den beiden Fasanen“ und sah von hier aus den Schornsteinen des Gutshofes den Rauch aufsteigen und den Kirchturm sich zum Himmel erheben.

Zwei kleine Kinder gingen vorbei. Sie blieben stehen, um ihn anzusehen, und ließen dann schreiend fort. Das erinnerte ihn an die Worte des Dodarbeiters:

„Wenn die Kinder einen sehen, reißen sie aus, und die Weiber behandeln einen, als ob man der reine Gottseibeims wäre.“

Er lachte laut auf. Elmsworth hat noch nie vorher ein solches Lachen, in dem so viel Verzweiflung lag, gehört.

Die Leute sollten ihn nicht sehen, sagte er zu sich. Er wollte auf den Kirchhof gehen und dann wieder weiter wandern. Vielleicht würde er auch wieder nach London zurückgehen, aber heute nicht mehr. Morgen vielleicht. Heute wollte er in irgend einem Graben schlafen, wo man seine Lumpen und sein Elend nicht zu sehen bekäme.

So schleppte er sich die Heden entlang, in das Gehölz, in dem vor langen Jahren einst ein Landstreicher tot aufgefunden worden war, ein Landstreicher, von dessen Tode sich die Kunde als Sage vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt hatte, weil das Verdikt der Jury gelautet hatte: „Aus Hunger gestorben“.

In eine leere Sägegrube legte er sich hinein. Der Wind hatte die abgefallenen Blätter, die doch wenigstens warm und weich waren, in die Grube zusammengefedt. Hier lag er und

dachte mehr als einmal an das kleine tote Eichläschen, dessen kalte, steifen Haare ihn schauern gemacht hatten.

XX.

Als das „Eichläschen“ Jos in den Schnapsladen hatte verschwinden sehen, hatte es sich umgewandt und war langsam nach dem Charing-Cross gegangen. Ihr Gesicht war sehr blaß. Sie sah kaum vom Boden auf. Als sie in die Billiers-Straße kam, riefen sie ein paar Blumenmädchen an:

„Run, Eichläschen, was haben sie mit ihm gemacht?“

Sie hörte nicht darauf und fragte nur: „Wo ist mein Korb?“

„Seid still,“ rief eines der Mädchen. „Nergert sie nicht. Sie ist ein kleines, liebes Ding. Sie hat mir in der vergangenen Woche zwei Pence geliehen. Ich werde sie Dir wieder geben, ganz bestimmt geb' ich Dir sie wieder, Eichläschen. Hier ist Dein Korb. Hör' nicht darauf, was sie sagen. Sie sind ja doch bloß eifersüchtig.“

„Sag' mal, Eichläschen,“ begann ein anderes Mädchen, „erinnerst Du Dich noch des kleinen Italieners, der kein Wort englisch sprechen konnte. Er hat Dir dann Dein Geld gestohlen, nicht wahr? Er lief dann fort und ließ Dir nichts weiter als seine Kiste, in der ein totes Meerschweinchen lag, zurück.“

Die Mädchen lachten und das Eichläschen ging mit seinem Korb weiter.

Den ganzen Nachmittag stand sie am Postamt und wartete auf Jos; aber er kam nicht. Stunde um Stunde verrann. Leute kamen und gingen, und endlich hatte auch sie ihren Korb leer. Dann ging sie langsam nach dem Embankment. Obwohl sie keine Blumen mehr darinnen hatte, hatte sie den Korb noch umgehangen. Sie achtete nicht auf ihre Umgebung und raunte oft gegen die Passanten, die ihr dann zuriefen:

„So nehmen Sie sich doch in acht! Sehen Sie denn nicht, wo Sie gehen?“

Sie kam zu dem Obelisk, und vor ihm stehen bleibend, sah sie zu ihm hinauf. Ein Schutzmann beobachtete sie, aber rief ihr nicht zu „Weitergehen!“ Nur wenige Leute fuhren sie barisch an. Sie sah noch immer nach der Spitze des Obelisk, und sie war von dem Lichte, in das dieselbe gehüllt war, fast ganz geblendet. Obwohl sie weder lesen noch schreiben konnte, wußte sie doch, was auf dem Postament des Obelisk geschrieben stand. Jos hatte es ihr an dem Morgen vorgelesen, als sie nicht weit davon erwarteten, nach jener Nacht, die sie auf einer Bank in der Nachbarschaft verbracht hatten. Er hatte ihr damals erzählt, daß der Obelisk wohl schon sehr alt sein müsse, und dabei gesagt:

„Ein Mann in der Bibel hat ihn gebaut, ein Pharaoh, der 1500 Jahre vor Christus gelebt hat?“

„Wer ist Pharaoh?“ hatte das Eichläschen gefragt.

„Ein König, der im Roten Meere ertrank,“ hatte Josef Coney geantwortet.

„Wer ist Christus?“

Er erzählte ihr die Geschichte vom Kreuz.

Alles, was in ihrem ganzen Leben das „Eichläschen“ über Religion gehört, hatte sie dem Obelisk und den beiden Sphynxen, die ihn bewachten, zu verdanken. An den Brüsten dieser Sphynxe befanden sich mystische Zeichen, die sogar Jos nicht deuten konnte. Das Gesicht des Weiberkopfes mit dem unergründlichen Lächeln auf seinen plumpen Gesichtszügen hatte es ihr angethan. Der starke und muskulöse Körper des Tieres mit seinen ausgestreckten Pfoten gab ihr ein Rätsel auf. Noch nie in ihrem Leben hatte sie ein solches Geschöpf, das halb Weib, halb Tier war, gesehen, selbst nicht einmal in einer Schaubude, und doch, sagte sie sich, muß es irgendwo ein solches Wesen gegeben haben, denn wie käme es sonst dazu, auf dem Embankment zu liegen.

Diese Sphynxe, die über das Rätsel des Lebens lachten, anstatt über das Warum nachzugrübeln, die zu sagen schienen: „Es ist thöricht, gegen die Grenzen des Daseins sich aufzulehnen, und da wir die Welt nicht zu begreifen vermögen, so wollen wir über das uns umgebende Scheinmisch lachen,“ diese Sphynxe übten eine mächtige Wirkung auf das Eichläschen aus.

Einst, vor Jahren, war sie zu der einen Sphynx empor-

geleitet und hatte, überwältigt von ihrer Größe und dem Gefühl ihrer eigenen Schwäche, ihr den Fuß geküßt. Jetzt sah sie wieder mit ihrem unergründlichen Lächeln auf das Eichläschen herab. Sie erschien ihr wie der blaue Himmel, in den sie doch immer und immer wieder hinein sehen konnte, und doch nichts weiter sah als die lachende Sonne.

Sie blieb eine Zeit lang vor dem Obelisk stehen und sah sich die in denselben eingehauenen Fische und Vögel an. Niemand als der Schutzmann war noch in der Nähe des Obelisk, und auch er ging weg und ließ sie mit den Sphynxen allein. Sie stieg die durch das Eisengitter abgeschlossenen, zur Themse führenden Stufen hinunter, und beobachtete, wie die kleinen Wellen gegen die Steine schlugen und sich an der Wand des Embankments brachen.

Während sie am Wasser stand, schlug es von Big Ben sieben Uhr. „Vielleicht treffe ich ihn zu Haus“, sagte sie sich und machte sich rasch auf den Weg nach dem Ostend. Erst als sie an der „Penne“ angekommen war, blieb sie stehen.

Der „hungrige“ Mann verzehrte gerade sein Abendbrot. Am Kamin standen gegen ein Duzend mit Kochen beschäftigte Frauen, während wohl ebenso viele Männer an dem langen Tisch saßen und spielten.

„Wo steckt Jos?“ fragte die Frau des Hausvaters. „Ich habe ihn die ganze Zeit über nicht gesehen.“

„War er denn heute am Tage nicht hier?“ fragte das Eichläschen, vor Aufregung zitternd.

„Er war heut nicht hier und gestern auch nicht. Ich hab seine Kammer oben weggeben müssen. Ich hab' sie ihm nicht länger offen halten können. Wenn er heute kommt, muß er bei den andern schlafen. Aber, Eichläschen, was ist Dir denn? Du siehst ja aus wie eine weiße Kage. Ist Jos krank oder ist ihm was passiert?“

„Er ist gestern „eingespinnen“ worden,“ antwortete das Eichläschen; „ich habe die Strafe für ihn gezahlt, und dann ging er in die Destille.“

„Ich den' mir, er hat dort einen zu viel getrunken,“ bemerkte die Frau des Hausvaters. „Vielleicht haben sie ihn wieder eingesperrt.“

Das Eichläschen war sehr aufgeregt. Sie ging an einen Schrank und holte von dort eine schwarze Kage und zwei kleine schwarze Käzchen. In ihrer Schürze brachte sie sie an den Kamin, aber bald trug sie sie wieder zurück in ihren alten Korb. Der hungrige Mann sah zu ihr vom Boden aus seinen entstellten Augenlidern auf, und auch er sogar merkte, daß bei ihr etwas nicht in Ordnung war. Sie wollte auch kein Abendbrot essen, obwohl ihr von verschiedenen Seiten Suppe mit eingebrockten Brot- und Kartoffelstücken angeboten wurde. Auch das Eichläschen ließ die Gäste oft an seiner Mahlzeit teilnehmen und ließ ihnen bisweilen einen halben Penny. Sie war so gutmütig, daß der Hausvater zu sagen pflegte: „Ein Glück ist es nur, daß sie nicht auch ihre Haut aus- und anziehen kann, denn sonst würde sie sie ganz gewiß jemandem borgen.“

Um zwölf Uhr gingen die Gäste zu Bett; der „hungrige“ Mann streckte sich auf den Haufen Lumpen aus, den er umsonst als Nachtlager benutzen durfte, und das Eichläschen kauerte sich neben den Holzstuhl des Hausvaters. Die Thür hielt sie fest im Auge, aber Jos öffnete sie nicht. Wohl traten verschiedene Männer und Frauen ein, die hier nächtigen wollten; sie zahlten ihr Geld und gingen hinaus, um sich dort hinzulegen, wo noch Platz war. Bis zwei Uhr sah das Eichläschen am Feuer, sah in die rote Glut der Kohlen und hörte auf das Schnarchen des Hausvaters. Dann erhob sie sich und band sich ihren Blumenkorb um. Es war ein weiter Weg von der Penne bis nach Covent Garden, auf welchem Platze der Blumenmarkt stattfindet, und dahin nach ein halb drei Uhr zu kommen, hatte keinen Zweck, denn dann wären die schönsten Blumen schon verkauft gewesen, und sie hätte für schlechtestes Zeug den doppelten Preis zu zahlen gehabt.

In der Stadt war es noch ganz ruhig. Ab und zu begegnete sie einem Herrn, der von seinem Vergnügen nach Hause eilte, und ein oder zweimal kam sie auch an Frauenzimmern vorbei, die ihre Cigarette rauchten. Zu der Zeit, zu der sie Covent Garden erreicht hatte, waren wohl alle Müßiggänger bereits zu Bett, und nur eifrig thätige Männer und Frauen hatten ihr Tagwerk bereits von neuem begonnen.

Der Platz war durch Gas erleuchtet, so daß es ihr nicht schwer wurde, den Weg zu dem Stande zu finden, an dem sie immer ihre Blumen kaufte. An das betäubende Geräusch, an das Wagengerassel und die kreischenden Stimmen, wo-

von der Platz schon seit Mitternacht erfüllt war, war sie bereits gewöhnt.

An dem Blumenstand sah ein kleines Mädchen, das wohl nicht älter als das Eichläschen sein mochte. Sie kam täglich um 2 Uhr morgens mit ihrem Vater auf den Markt und blieb bis 11 Uhr vormittags. Sie verkaufte Blumen und Pflanzen. Sie saß auf einem hohen Stuhl und als Fußbant benutzte sie einen alten Marktkorb.

„Ich habe Dir ein paar schöne Blumen aufgehoben,“ sagte sie zum Eichläschen. „Du brauchst davon nicht mehr zu nehmen, als Du sowieso haben willst; die übrigen kann ich dann später ganz gut noch los werden. Willst Du vielleicht so gut sein, sobald dort drüben aufgemacht wird, mir eine Tasse Thee zu holen,“ bat sie weiter. „Ich kann hier von den Blumen nicht weg und Papa hat mit dem Obst zu thun. Gegen sechs Uhr friere ich immer so sehr.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Eine Bahnfahrt.

Von Georg Hermann.

Auf einer Eisenbahnfahrt war es.

Hin und her, her und hin fliegt diese Remise auf Rädern; das hämmert, polktert, dröhnt, als sei eine Schmiede unter dem Wagen. Für Vieh ist dieser Kasten einmal bestimmt gewesen, jetzt ist er zur Menschenbeförderung umgeschaffen worden. Mit Laten hat man in ihm Verschläge abgeteilt und schmale Holzbänke hat man an den Wänden entlanggezogen. Durch kleine vergitterte Fenster sieht das kahle, weite Land herein in diese Enge, in der alles von Kohlenstaub starrt — sieht wie sie da gedrängt auf den Bänken sitzen, wie sie auf Koffern und Kissen hocken, wie sie umhersehen, sich an die Wände lehnen, dieses bunte Menschengewirr. Bei jedem neuen Haltepunkt strömt es ab und zu von Landarbeitern, müden, abgearbeiteten Menschen. Sie sitzen vornüber gebeugt, halten in großen schwierigen Händen Hacken und Geräte, erhitzt, bestäubt, mürrisch kommen und gehen sie. Mädchen und Frauen aus den Zuderfabriken drängen sich herein, eine ganze Schar, in blauen Katunkleidern, in roten Kopftüchern, sie lachen und stoßen einander. Fast merkbar von Viertelstunde zu Viertelstunde verschiebt sich das Bild, ändert sich der Menschenschlag, der Gesichtsschnitt, die Klangfarbe der Stimmen. Die hellen, lebhaften Töne des Sächsischen werden selten, die Worte fallen langsamer, breiter, dumpfer, schwerfälliger in den gannigen Kehlen des Platt.

Mit dem nahenden Abend wird es still im Wagen, jetzt geht es nicht mehr ab und zu, wie in einem Taubenschlag. Jetzt laßt man nicht mehr und schwägt nicht mehr, jetzt ist man ernst, stumm und müde, wie das Land, das man durchschneidet. Rechts und links dehnt es sich — ein weitauswogenes Meer. In sanften Geländewellen reißt sich Hügel an Hügel, dazwischen weite Mulden und Thäler, alles fliehend, auf- und absteigend in langen Linien; alles geleilt durch die Bedauung der Felder. Dort schon wogende Winterjaat, hier der Sommerroggen, noch wie grüner kurz geschorener Beluche, als sollte man mit der Hand über ihn hinreichend, und dazwischen immer wieder die weiten braunen Flächen der Mühlendächer, betupft von tausenden junger Sprüßlinge, bezogen von diesen grünen Punktreihen, gleichmäßig, haarhart, als hätte man es mit Lineal und Zirkel ausgemessen. Keine Buschketten trennen die Felder, kaum daß eine einsame Pappel wie eine belaubte Telegraphenstange in den Himmel zeigt. Gleich grauen Steinhaufen liegen an fernem Hügelrändern, in tiefen Senkungen einsame Dörfer, die nicht einmal ihr Glend grün umkränzen. Dort wo der Himmel auf den Fernen lastet, spannt sich ein staubiges, blaugraues Band um den wolkenlosen Horizont, die Sonne ist in dieses Blaugrau hinabgestiegen bis auf einen schmalen blickenden Goldreif. Hoch oben aber wölbt sich der Himmel ganz klar, rein, blau, nicht tiefer, nicht heller, gleichmäßig, lichtdurchtränkt, starr, wie das erstarrte Land selbst.

Keiner der Reisenden schaut hinaus. Alle sitzen still und verschulden, sie fahren schon lange und wollen noch weit; dort lehnt einer in der Ecke, dort lauert ein anderer auf einem Koffer, dort hat einer eine rote Dede über den Rücken geschlagen und schnarcht mit offenem Munde; sein Reisegesärrte liegt in einer unmöglichen Gliederverrenkung halb auf der Bank, halb auf einem Korb. In dem Winkel sitzt ein junger Menich in der Tracht eines Bergmanns und laut an einer Cigarette. Neben mir ein Mann von dreißig Jahren, das Gesicht braun und runzlig, wie eine Morchel, die Wadenhochen breit, das Haar schwarz und schlaff, die Blicke lauernd und unstät; frierend reißt er lange Hände mit schmalen beweglichen Fingern. An der Fensterwand ein Mensch mit weiten Weinleidern, doppelreihiger Weste, buntem Schlips, schwarzem Gehrock, alles schon abgetragen, aber doch sorgsam behütet. Er ist jung und frisch von Farben, mit hellen Augen in gutmütigem Gesicht. Aus dem Nebentraum, den eine Wand mit vergitterten Rufen von uns trennt, klingt das Beten russischer Juden. Wenn man hindurchblickt, sieht man, wie sie dastehen mit hohen schwarzen Lammfellmützen auf den Köpfen, in ihren langen Pelzmänteln; wie Uhrpendel

schwanken und wippen sie, und als ob sie aufgezogen wären, leeren sie leise ein gleichmäßiges rhythmisches Gebrabbel. Es giebt grobe schöne Menschen unter ihnen, mit klaren, klugen Augen und milden Christusköpfen. Aber ihre Frauen sind klein, dick, von grauer Gesichtsfarbe, die Kleider hängen an ihnen. Kinder, viele Kinder, von ganz kleinen schreienden Kerlchen bis zu den bewußten Würfelspielerinnen auf den Gepäckstücken, knabbern an Brotkrumen und zanken sich. Eine Magd wandert mit ihnen aus; sie ist eine blonde, dicke Person mit kreisrundem Kopf, sie drückt seit Stunden Nase und Stirn gegen die Scheibe und starrt hinaus. Ihr Gesicht ist starr; immer Menschen, immer neue Menschen da und da, da unten, da jenseits des Hügels, überall leben Menschen in den grauen Dörfern, überall bebauen sie Felder, dort berg hinan, schmale Streifen, dort im Thal grüne Carreaus; und das geht nun schon seit Tagen so, kein Ende, gar kein Ende; und dann kommt das große Wasser, nur Himmel und Wasser, wochenlang — ja — dann wieder Menschen und Dörfer; ich verstehe sie nicht, und die hier verstehe ich auch nicht; ich glaube, sie wissen nicht einmal, daß ich auf der Welt bin! so mag sich dämmernd in ihrem Hirn die Welt malen.

Mein Nebenmann fährt plötzlich mit der Hand in die innere Brusttasche, holt ein Bündelchen heraus und beginnt schon schmutzige östreichische Papierscheine zu zählen, immer wieder blättert er sie durch und flüstert halb laut. Plötzlich reicht er mir mit seinen langen Fingern eine blanke Münze.

„Ja?“  
 „Wie?“  
 „Haben's schon g'fehn?“  
 „Was?“  
 „Die neuen Kronenstück — kennt man hier nicht.“  
 „Rein. . . Reisen Sie weit?“  
 Er zeigt mit der Hand.  
 „Fahren Sie schon lange?“  
 „Seit gestern abend. . . Gestern bin ich von Tschernoschin gefahren.“  
 „Wo ist das?“  
 „In Böhmen.“  
 „Sie wollen noch weit?“  
 „Morgen früh bin ich in Bremen. Morgen um zwölf Uhr geht's fort.“  
 „Wohin?“  
 „Nach drüben. Nach Amerika. Ich habe Furcht.“  
 „Wie lange fahren Sie?“  
 „Zehn Tage.“ Er neigt sich zu mir und flüstert: „Davor nicht, aber ich habe noch Übung zu machen, daheim bei's Militär, sie brauchen nur zu depeeschieren, nehmen sie mich fest und dann bringen sie mich zurück, und ich muß auf Festung.“  
 „Ach, warum sollen sie es denn merken? Was sind Sie denn?“  
 „Knopfdreher! Schlecht, sehr schlecht bei uns! so viele! Drüben gut, sehr gut. Ist mir nicht leicht geworden, aber ging nicht mehr. Drei Kinder habe ich und Frau. . . sollen alle später kommen.“

Plötzlich ist der in der Ecke mit dem roten Tuch aufgestanden, ganz langsam geht er auf uns zu und bleibt kurz vor uns stehen.  
 „Aus Tschernoschin sind Sie?“  
 „Ja — bei Tschernoschin.“  
 „Nennen Sie Juglit?“  
 „Ja.“  
 „Nennen Sie Woerplitz?“  
 „Ja.“  
 „Ich bin ein paar Stunden davon — aus Allig.“  
 Meinem Nachbar scheint es wenig angenehm, den Landsmann zu treffen.  
 „Gehen nach New York?“  
 „Ja.“  
 „Was wollen Sie drüben? Drüben schon so viel Böhmen, können da gar keine mehr brauchen. Schiden alle wieder zurück.“  
 Mein Nachbar kriecht ganz in sich zusammen. Die Thänen kommen ihm.

„Für unser Gewerbe aber gut,“ wirft er zaghaft ein.  
 „Knopfdreher? Ja?“  
 „Ja.“  
 „War mal gut.“  
 Der Mann zieht sich in die Ecke zurück, legt sich das rote Tuch um die Ohren und versucht zu schlafen.  
 „I wat“, wirft schwer ein breitschultriger Oekonom ein, der zugestiegen; er sieht halb spöttisch, halb mitleidig auf den kleinen, verbugelten Böhmen. „Bliv in'n Land und näh'r' Dich redlich, seggt man bei uns.“

Der kleine Böhme greift verschüchtert in seine Tasche und beginnt wieder in den schmierigen Geldscheinen zu blättern.  
 „Rein, drüben ist nichts los,“ mischt sich jetzt der junge Mensch am Fenster ein, „ich war auch drüben; da versprechen sie einem goldene Berge, sie geben umsonst Land in Argentinien. Ja, was denn? Land giebt die Gesellschaft ja, das ist richtig, Land, so wißt wie ein Steinhausen. Aber wenn man es urbar gemacht hat und es fängt an Ertrag zu bringen, dann nehmen sie es einem wieder fort — natürlich davon steht nichts darin in den Prospekten — dann geben sie einem ein neues Stück, und dann fängt der Tanz von vorn an. So machen sie es. Und wenn Sie etwa meinen, daß Sie es drüben so leicht zu etwas

bringen, da irren Sie sich, da ist alles noch viel überfüllter und viel schwieriger, wie bei uns. Ich habe nach vier Wochen die Nase voll gehabt und habe mich nur gefreut, daß ich das Reisegeld noch hatte. Sechs Wochen sind wir unterwegs gewesen — eine schöne Zeit! Denken Sie“, er wendet sich zu mir — „da war nun ein alter Mann an Bord, der hatte drüben sich ein Vermögen geschafft, vierzig Jahre war er dagewesen und nun wollte er wieder nach der Heimat. Denken Sie — auf der Fahrt stirbt er. Des Nachts um zwölf wurden wir alle auf Deck gerufen, die Maschinen standen still, das Licht war ausgelöscht, aber die Sterne leuchteten so, daß man hätte die Uhr erkennen können. Der Kapitän sprach ein paar Worte, wir nahmen alle die Mütze ab und gerade um zwölf Uhr ließen sie die Leiche „über Bord“. Glud! — dann war sie weg. Dann begannen die Maschinen wieder zu arbeiten und langsam im großen Bogen fuhr das Schiff um die Stelle herum und nahm dann wieder den alten Kurs. Und ganz langsam löste sich dieser Halbkreis von Menschen, der ging hiers, der dorthin. Keiner sprach. Denken Sie — solch ein alter Mann, er will seine Heimat wiedersehen — und stirbt. Ist das nicht merkwürdig?“

Der junge Mensch sprach mit einer ihm eigenen Ergriffenheit. Ich schweige.

Das Land gewinnt ein neues Aussehen. Neuzug und langsam steigt der Zug bergan. Vereinzelt gelbe Primeln stehen auf Waldwiesen. In den samalen Wässerchen, welche in langen Streifen die sossgrünen Flächen durchziehen, scharen sie sich zu gelben Herden. Hier tritt der Buchenwald wie neugierig dicht heran, dort zieht er sich schein in weitem Bogen zurück und senkt geschämig das Schuttdach seiner hängenden Zweige fast bis zum Boden. Die und da reden sich — wie eingestrent in das flackernde Grün — schwarze Fichtenkronen empor, streng, unbeweglich schneiden sie in den roten Abendhimmel, als dränge das leise Flüstern und Raunen der Tiefe nie bis in ihre kalte Höhe. Aber wo der Zug den Wald schneidet, schaut man hinein in grünlich dämmerndes Hell Dunkel ragender gotischer Hallen, und durch Blätter und Zweige bricht der Himmel sprühend und tief farbig, wie durch alte Kirchenfenster.

Meer und Land umspinnen meine Gedanken. Ich erkenne die ungeheuren, geheimnisvollen Kräfte, die uns in im ewigen Wechsel erheben und niederwerfen, ich fühle den Austausch, das Auffangen, ich sehe, wie der Einzelne hin und hergeworfen wird, eine Münze, die von Hand zu Hand wandert, ruhelos, hierhin, dorthin getrieben wird, bis sie endlich glanzlos abgegriffen und stumpf sich verliert. Ich sehe, wie die Fäden schießen, und plötzlich jäh zerreißen; wie Tausende sich ätzend winden in dimmpfer Vollkommenheit, und wie lachend andere über sie hinwegsteigen. Geweihtes, Seiendes, werdendes, wie ferner Wiederhall eines brausenden Meeres tönt es in mir. Um mich, weit um mich die schöne, weite Welt, drüben der leise, atmende Wald, dort ein einsamer Weiler; ein Häherschrei klingt herüber, fernes Hundegebell — und ich ratlos in dieser Enge — so traurig . . . so traurig . . .

### Kleines Revueletton.

dg. Das Berliner Stadtbuch ist die älteste noch vorhandene Urkunden-, Gesetz- und Aktenammlung der Stadt im Berliner Archiv. Es besteht aus einem Quartband von 126 beschriebenen Pergament- und 27 beschriebenen Papierblättern, die durch zwei starke, mit großen Messingklöpfen verzierte Holzbedel zusammengehalten werden. Die Schrift stammt von verschiedenen Händen. Der Schreiber der ältesten Mitteilungen, die an einem unbestimmbaren Datum begannen und am Jacobustage 1397 schließen, arbeitete in der sogenannten „alten Bücherschrift“. Die Anfangsbuchstaben der größeren Sätze sind mit bunten und goldenen Schnörkeln geschmückt, die kleineren Sätze werden durch rote Striche geteilt, alle anderen Interpunktionen fehlen. Die späteren Schriften haben mit der Sauberkeit und Schönheit der ersten nichts gemein. An Illustrationen zeigt die Handschrift Christus als Weltrichter, dem Schwert und Lilie aus dem Munde gehen, und die Jungfrau mit dem Kinde als Fürbitterin. Eingeteilt ist das Werk in sieben Bücher. Das erste giebt Auskunft über sämtliche Einnahmen und die zu zahlenden Besoldungen der Stadt. Das zweite verzeichnet die landesherrlichen Privilegien und die Handfesten oder Statuten des Rates. Das dritte giebt das ältere Gesetzbücher geordnete „Schöffengericht“, es beginnt mit einer poetischen „Vermahnung“ an die Richter, immer recht zu urteilen. Im vierten, dem „Buch der Uebertretungen“ findet man ein ganzes Verzeichnis im 14. Jahrhundert vorgekommener und abgeurteilter Verbrechen. Das fünfte Buch bringt „Anerkennnisse“ und Schuldbriefe des Rates für die, welche Renten vom Rathhause erkaufte hatten. Das sechste sollte für solche bestimmt sein, die Zinsgüter vor dem Rat verpfändeten, da der angelegte Raum hierfür jedoch zu gering war, führte man ein besonderes Register zur Sache. Das siebente Buch war vom ersten Schreiber für die angelegt, welche Bürgerrecht in Berlin gewannen; es ist indessen wohl auch hierfür später ein besonderes Register gehalten worden, denn Berlins älteste „Bürgerrolle“ beginnt erst 1453. Das Stadtbuch hatte eigentümliche Schicksale. Jahrhundertlang war es einfach verschwunden. 1763 erwähnt der Professor Gonne in Erlangen die Urschrift wieder, die sich in der Bibliothek des in Halle verstorbenen Kanzlers von Ludwig befunden haben sollte, der sie wieder von

einem Herrn von Plotho erstanden hatte. Schon damals suchte der Magistrat das Werk zurückzubekommen und wandte sich deshalb nach Halle. Die Antwort (1749) ergab, daß von Ludewigs Bibliothek nach seinem Tode versteigert und das Stadtbuch für — 2 Thaler 18 Groschen in die Hände eines Buchhändlers gekommen war, der es bereits nach Leipzig verschickt hatte. Von da an hört man nichts mehr von ihm, bis es der Berliner Bibliothekar Später 1885 in der Stadtbibliothek zu — Bremen wiederfand. Der Senat der alten Hansestadt gab es dem Berliner Magistrat kostenlos zurück. Einen genauen Abdruck des Stadtbuchs bringt Fidiem in „Historisch diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin“.

**Archäologisches.**

a. Ueber die Ausgrabung einer römischen Villa in Tunis berichtet Gaudler, der Direktor der Altertümer und Künste in Tunis, in der letzten Sitzung der Pariser „Académie des inscriptions“. Die Villa wurde von D. Noyal in El-Allia entdeckt und mit Unterstützung der Akademie ausgegraben. Der Grundriß diese landwirtschaftlichen Niederlassung zeigt viele Ähnlichkeit mit dem heutigen afrikanischen „bordjs“. Das Hauptgebäude, das der Familie als Wohnung diente, hat die Form eines länglichen, niedrigen Pavillons, auf dessen beiden Flügeln sich zwei vieredrige Türme erheben. Es ist sehr luxuriös ausgestattet, die Wände sind mit Freskogemälden bedeckt, der Boden ist mit zierlichen Mosaiken belegt; in den Schlafzimmern sind es einfache, geometrische Motive, in den Empfangsräumen, die in den beiden Flügeln liegen, sieht man zwei große dekorative Landschaften, die sich gegenüber liegen und einander entsprechen. Das eine stellt einen Fischzug mit Schlepptreue an der afrikanischen Küste, das andere Scenen aus Jagden auf Krokodil, Flußpferd und Ibis in den Sümpfen des Nildelta dar. Alle Einzelheiten der Fauna und Flora dieser beiden sehr verschiedenen Naturwelten sind mit der größten Genauigkeit wiedergegeben. In den Landschaften, die den Hintergrund der beiden Gemälde bilden, sind Fabriken und mannigfaltige Gruppen dargestellt; diese sind mit der „realistischen Phantasie“, die für die alexandrinische Malerei charakteristisch ist, behandelt. Etwa 100 verschiedene Gebäude und nahe an 80 Personen sind auf den beiden Fußböden abgebildet, so daß sie auch als historische Dokumente von größtem Interesse sind. Sie tragen zu einer wertvollen Bereicherung unserer Kenntnis der privaten Baukunst im 1. Jahrhundert bei und beweisen vor allem, daß der Gebrauch des Holzes bei der Errichtung ländlicher Gebäude schon vorherrschend war, und daß auch die mit Glasscheiben versehenen Fenster damals bereits sehr verbreitet gewesen sind.

**Geographisches.**

— Der Vulkan Taftan in Persien. Der wenig bekannte Vulkan Taftan, von den Persern Käh i Taftan, d. h. Berg Taftan, genannt, erhebt sich an der Ostgrenze Persiens etwa 320 Kilometer nördlich vom Arabischen Meere bis fast zu 4000 Meter. Er gehört zu dem Grenzgebirge zwischen Belutschistan und Afghanistan. Der britische Konsul P. Molesworth Sykes in Seistan hatte ihn im vorigen Sommer von der Südwestseite aus, wie G. A. Mac Mahon in „The Geological Magazine“ in einer kurzen Beschreibung mitgeteilt hatte, bestiegen und hat dieser Besteigung im letzten Januar eine zweite von der steileren östlichen Bergseite aus folgen lassen. Wie aus seinem an Mac Mahon gerichteten und von diesem der genannten Zeitschrift (1899, S. 339) mitgeteilten Briefe hervorgeht, haben er und seine Begleiter in einer Höhe von etwa 3700 Meter sieben schmale, von Gestein geröll bedeckte Vergöffnungen gefunden, aus denen weißer Dampf mit Getöse, wie aus einer Dampfmaschine, strömte. Der Boden um die Vergöffnungen, von denen zwei größer als die übrigen waren, zeigte eine Bedeckung mit Schwefel und Ammoniumsulfat und war heiß. Den Dampf sah man 15—20 Kilometer weit. Die Reisenden konnten den Gipfel nicht erreichen, da ihnen zuletzt fentrechte Felsen den Weg versperrten. („Prometheus.“)

**Psychologisches.**

kg. Die Schmerzempfindlichkeit der Kinder. Interessante Messungen sind kürzlich nach dem „American Journal of Psychology“ an 1507 Kindern in einer öffentlichen Schule in Saginaw, Michigan, vorgenommen worden. Es handelte sich darum, die geringste Schmerzempfindlichkeit der Kinder in den verschiedenen Alters und ihre größte Muskelkraft festzustellen. Als Instrumente wurden ein Hand-Dynamometer und ein „Schlafmesser“ verwendet. Der Schlafmesser ist ein sehr feiner konstruiertes Instrument, das mit einer mit Planel überkleideten Metallscheibe gegen die Schläfe gedrückt wird. Sobald die Versuchsperson den ausgeübten Druck nur im geringsten unangenehm empfindet, kann der Betrag von dem Registrierapparat abgelesen werden. Dadurch ist es möglich, die geringste Schmerzempfindlichkeit durch den Druck auf den Schlafmuskeln in Gramm festzustellen. Die größte Muskelstärke wird durch den Griff der Hand mit Hilfe des Dynamometers in Kilogramm berechnet. Bevor die Experimente vorgenommen wurden, mußten die Kinder verschiedene Fragen schriftlich beantwortet, darunter: Alter, Rationalität und Beruf der Eltern, Rechts- oder Linkshändigkeit, Farbe des Haares, Farbe der Augen und ob sie Erstgeborene sind oder wie viel Geschwister vor ihnen kommen. Die Eltern der meisten Kinder waren

Arbeiter. 25 Proz. kannten nicht die Farbe ihres Haares und 50 Proz. nicht die Farbe ihrer Augen! Es stellte sich nun heraus, daß bei Mädchen, wie bei Knaben die Schmerzempfindlichkeit mit zunehmendem Alter abnimmt. Nur mit 12 Jahren bleibt die Schmerzempfindlichkeit der Knaben dieselbe wie mit 11 Jahren, die der Mädchen ist mit 12 Jahren stärker als mit 10 Jahren und fängt erst von 15 Jahren an, regelmäßig mit jedem Jahre abzunehmen. Die linke Schläfe ist bei Mädchen und Knaben empfindlicher als die rechte. Sehr bemerkenswert ist es, daß die erstgeborenen Knaben bedeutend sensibler sind als zweitgeborene und diese wieder empfindlicher, als die später Geborenen usw. Bei der Muskelstärke dagegen, die natürlich regelmäßig mit dem Alter zunimmt, tritt dieser Unterschied der Geburt nicht hervor. Nur bei Mädchen zeigen sich Schwankungen. Es ist ferner auffällig, daß blonde Knaben mit hellen Augen weniger für den Schmerz empfindlich sind, als dunkeläugige Knaben mit dunklem Haar. Bei blonden Mädchen mit blauen oder grauen Augen ist die Schmerzempfindlichkeit nur an der linken Schläfe geringer als bei Mädchen mit dunklem Haar und dunklen Augen. Die Schmerzempfindlichkeit an der rechten Schläfe dagegen ist größer. Schüler, die von den Lehrern als begabt bezeichnet wurden, waren sensibler, als die unbegabten. Schüler, die für Mathematik speziell sehr unbegabt waren, hatten eine größere Schmerzempfindlichkeit an der rechten Schläfe als an der linken. Diese Unterschiede, die zwischen begabten und unbegabten Schülern aufgestellt werden, basieren auf den Untersuchungen von Knaben in einem Alter von 10 bis 14 Jahren; die Zahl der untersuchten Schüler ist 576. —

**Humoristisches.**

— **Vergebliche Mühe.** „Was ist denn da los? Warum wird hier so tief aufgegraben?“  
„Wissen Sie, dem seligen Landesfürsten soll ein Denkmal gesetzt werden; man kann aber absolut keinen Grund dafür finden.“ —  
— **Abkühlung.** Gigerl: „... Nicht wahr, Fräulein Cenzi, bin schlant wie eine Tanne?“  
„Gewiß, und ewig grün!“ —  
— **Beim Zahnarzt.** Herr: „Was ist denn das gestern für ein Lärm bei Ihnen gewesen, Herr Doktor?“  
Zahnarzt: „Ach, da war ein sehr furchtbarer Patient bei mir, der mich flehentlich bat, ihm einen Zahn zu ziehen, und da haben wir eben vor der Operation erst Jagd auf den Mann machen müssen!“ —

**Notizen.**

— Auf dem letzten in der vorigen Woche in München abgehaltenen Naturforschertag wurden im ganzen in 37 wissenschaftlichen Abteilungen nicht weniger als 600 Vorträge gehalten. Den Inhalt der wichtigsten werden wir im Laufe der nächsten Wochen in Feuilletonform veröffentlichen. —  
— Madame Réjane beginnt ihr Gastspiel im Berliner Theater mit den Mitgliedern des Pariser Vaudeville-Theaters am 5. Oktober. —  
— Das Metropol-Theater wird als Saisonpremiere eine neue zweifaktige Revue „Rund um Berlin“ von Julius Freund, Musik von Julius Einödshofer am 2. Oktober herausbringen. —  
— Die Schlierseer werden im November im Belle-Alliance-Theater gastieren. —  
— Wien soll ein neues Volks-Theater am Stubenring erhalten. Ein Parterresitz wird darin nur 40 Kreuzer kosten. 200 000 Gulden wurden zu den Baukosten, die auf 900 000 Gulden veranschlagt werden, bereits gestiftet. —  
— „Der arme Heinrich“, ein Musikdrama in zwei Akten von Hans Pfitzner, hatte bei seiner Erstaufführung im Neuen Deutschen Theater zu Prag einen guten Erfolg. —  
— Einen wüsten Theaterstempel gab es am Samstagabend in dem Londoner „Avenue-Theater“ bei Gelegenheit eines modernen „Sittendramas“: „Die unterbrochenen Flitterwochen“. —  
— Ein ständiges Theater soll in Rom als erstes dieser Art am 1. Dezember 1900 eröffnet werden. —  
— Von August Strindberg werden im Laufe des Winters die gesamten Romane und Erzählungen in Stockholm neu herausgegeben werden; die Ausgabe ist auf vierzig Bändchen berechnet. —  
— Eine internationale wissenschaftliche Luftballonfahrt wird am Mittwoch, 4. Oktober, wieder stattfinden. Zu gleicher Zeit werden sowohl in Berlin, wie in Straßburg i. E., Paris und Petersburg bemannte Luftballons, wie auch Registrierballons aufsteigen. —  
— In der bei der Stadt Ramur belegenen Gemeinde Bois de Villers ist ein Meteorstein gefallen, der 9 Kilogramm und 200 Gramm schwer ist. Der Stein hat nach der „Wost. Itz.“ eine ins Graue fallende Farbe und ist von dreieckiger Gestalt; bei dem von einem stehenden Geräusche begleiteten Niederfallen bohrte sich der Meteorstein 90 Centimeter in den Erdboden ein. —